BASLER UNIVERSITÄTSREDEN

32. Heft

CASTELLIO UND DIE ANFÄNGE DER TOLERANZ

Gedenkrede

gehalten am 19. Juni 1953 in der Aula des Museums

von

Prof. Dr. Werner Kaegi

mit einer Einführung des Rektors

Professor Dr. Walther Eichrodt



Verlag Helbing & Lichtenhahn - Basel 1953

BASLER UNIVERSITÄTSREDEN

Die Rechtsstellung der Basler Universität

Rektoratsrede, gehalten am 16. November 1929 von
Prof. Dr. *Erwin Ruck*
1. Heft 1930 20 Seiten Fr. —.95

Wie ist Weltgeschichte möglich?

Rektoratsrede, gehalten am 21. November 1930 von
Prof. Dr. *Hermann Bächtold*
2. Heft 1931 34 Seiten Vergriffen

Werden, Sein und Vergehen der Seuchen

Rektoratsrede, gehalten am 20. November 1931 von
Prof. Dr. *Robert Doerr*
3. Heft 1932 25 Seiten Vergriffen

Das Verhältnis der Anorganischen zur Organischen Chemie

Rektoratsrede, gehalten am 18. November 1932 von
Prof. Dr. *Friedrich Fichter*
4. Heft 1933 28 Seiten Fr. 1.30

Liberalismus und Evangelium

Die Stellung des schweizerischen Protestantismus zum Aufbruch des Liberalismus in der Regenerationszeit
Rektoratsrede, gehalten am 17. November 1933 von
Prof. Dr. *Ernst Staehelin*
5. Heft 1934 60 Seiten Fr. 2.90

Die natürliche Rolle der Frau im Menschheitsproblem und ihre Beeinflussung durch die Kultur

Rektoratsrede, gehalten am 16. November 1934 von
Prof. Dr. *Alfred Labhardt*
6. Heft 1935 29 Seiten Fr. 1.35

Über akademische Bildung

Rektoratsrede, gehalten am 22. November 1935 von
Prof. Dr. *Paul Häberlin*
7. Heft 1935 31 Seiten Fr. 1.45

Krisenrecht

Rektoratsrede, gehalten am 20. November 1936 von
Prof. Dr. *Robert Haab*
8. Heft 1936 24 Seiten Fr. 1.25

Die Bevölkerung und die Bevölkerungspolitik Basels seit dem 15. Jahrhundert

Rektoratsrede, gehalten am 18. November 1938 von
Prof. Dr. *Fritz Mangold*
9. Heft 1939 32 Seiten Fr. 1.55

Vom Ringen um die christliche Grundlage der Schweizerischen Eidgenossenschaft seit der Geltung der Bundesverfassung von 1874

Rektoratsrede, gehalten am 17. November 1939 von
Prof. Dr. *Ernst Staehelin*
10. Heft 1939 37 Seiten Vergriffen

BASLER UNIVERSITÄTSREDEN

32. Heft

CASTELLIO UND DIE ANFÄNGE DER TOLERANZ

Gedenkrede

gehalten am 19. Juni 1953 in der Aula des Museums

von

Prof. Dr. Werner Kaegi

mit einer Einführung des Rektors

Professor Dr. Walther Eichrodt



Verlag Helbing & Lichtenhahn - Basel 1953

Buchdruckerei Friedrich Reinhardt AG., Basel

Einleitende Worte des Rektors Prof. Dr. W. Eichrodt

In allen Ländern Europas, in denen man noch die geistige Freiheit als ein schlechthin unersetzliches Gut bewahrt und schützt, werden in diesem Jahre Feiern für einen Mann veranstaltet, der in der Stadt, die ihn nahezu zwanzig Jahre in ihren Mauern beherbergte, fast vergessen ist, Sebastian Castellio. Viel geschmäht und auch in der ihm wohlgesinnten Mitwelt in seiner Bedeutung nicht erkannt, hat er in der Nachwelt die Bewunderung und Anerkennung gefunden, die seinem tiefsten und in heißem Lebenskampf verteidigten Anliegen gebühren. Zu dem in der Reformationszeit neu aufgebrochenen Ringen um die königliche Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des Glaubens gegenüber allen machtpolitischen Bindungen hat er einen Beitrag geleistet, der heute in der Reinheit seiner Motive wie in seiner geistesgeschichtlichen Wirkung erkannt und der Vergessenheit entrissen worden ist. Basel und seine Universität, die mit dem Namen Castellios, ihres Lehrers von 1553 bis 1563, untrennbar verknüpft sind, haben vor anderen die Ehrenpflicht, dieses Mannes und seines selbstlosen Kampfes, der ihm den Frieden seines Asyls in der Rheinstadt immer wieder zu zerstören drohte und ihn vor der Zeit hinraffte, dankbar zu gedenken.

Darum hat die Universität Sie, hochverehrte Anwesende, zu dieser Gedenkstunde eingeladen, in der Herr Professor Kaegi als Vertreter der Geschichtswissenschaft Castellios Gedächtnis erneuern wird. Ich bitte ihn, das Wort zu ergreifen.

I.

Als der geistvolle Betrachter menschlicher Kraft und menschlichen Elendes, als Michel de Montaigne in der Zeit vor der Bartholomäusnacht davon hörte, daß Sebastian Castellio zu Basel in großer Bedrängnis gestorben sei, schrieb er auf ein Blatt, das später in das erste Buch seiner Essais aufgenommen wurde: «Ich höre zur großen Schande unsres Jahrhunderts, daß vor unsern Augen zwei durch ihr Wissen sehr ausgezeichnete Personen in Verhältnissen dahingegangen sind, in denen es ihnen am Nötigsten zum Leben gebrach: Lilio Gregorio Giraldi in Italien und Sebastian Castalio in Deutschland; und ich glaube, daß es wohl tausend Männer geben mag, die sie unter sehr vorteilhaften Bedingungen zu sich gerufen hätten oder ihnen zu Hülfe geeilt wären, wenn sie es gewußt hätten.»

Der Ruf von Castellios Armut, der bis zum einstigen Parlamentsrat von Bordeaux gedrungen ist, stammt aus der Zeit, die dem Tage vorausging, dessen Gedächtnis die Universität Basel heute begeht: aus jenen harten Jahren, in denen Castellio als Korrektor in der Druckerei des Oporinus ein kümmerliches Brot verdiente, nachdem er wegen seines Zerwürfnisses mit Calvin die Leitung des Genfer Collegiums hatte verlassen müssen. Seine bereits zahlreiche Familie ernährte er durch das demütigste Werk seiner Hände und durch die Fische des Rheins. Seine Wohnung erwärmte er durch das getrocknete Treibholz, das er

als Anwohner des Ufers in der Sankt-Alban-Vorstadt aus dem Wasser gezogen hatte. Aus jenen Jahren stammen die Verse, mit denen er Bonifatius Amerbach in untadeligen horazischen Metren auf Neujahr daran erinnerte, daß die Distel ebensowenig Trauben wie sein leerer Beutel reiche Geschenke geben könne, daß aber schöne Verse ein reiches Geschenk wohl aufzuwiegen vermöchten. Bonifatius hatte damals die Erziehung seines Sohnes Basilius dem gelehrten Savoyarden anvertraut, und im Sommer 1553 wurde es möglich, Castellio aus der härtesten Bedrängnis zu befreien, indem man ihm den Unterricht im Griechischen an einer der Abteilungen des Pädagogiums übergab. Er bezog künftig ein regelmäßiges Gehalt und trug den Titel eines Professors der Universität. Wenn seine Freunde trotzdem in seinen letzten Lebensjahren von seinen eingefallenen Wangen und seinem schlechten Aussehen erzählen — er ist achtundvierzigjährig gestorben —, so waren es seelische Mühsale, die ihm weiterhin hart zusetzten, auch als seine äußere Not behoben war. In den Augen der Welt ist er der arme zugewanderte Humanist geblieben. Noch Michelet hat ihn nicht anders vor sich gesehen als Montaigne, wenn er in seiner Darstellung der Renaissance von ihm schrieb: «Ein armer Setzer, Sebastian Castellio, hat für alle Zukunft das große Gesetz der Toleranz aufgestellt.» Wahrscheinlich ist es der Dictionnaire Pierre Bayles gewesen, dasselbe Werk also, das auf lange Zeit hin das Bild des Erasmus geprägt hat, aus dem Michelet einige Farben zu seiner Skizze schöpfte. Pierre Bayle indessen war bei allem Lob, das er Castellio spendete, im ganzen doch beinah der Meinung des Petrus Ramus, der in seiner Abschiedsrede an den Basler Rat, kurz vor seinem gewaltsamen Tod in den Wirren der Bartholomäusnacht, ein baslerisches Urteil wiedergab, das sich von den zeit-

genössischen Zensoren bis zu Jacob Mähly, dem Castellio-Biographen von 1862, verfolgen läßt: «Castellios Freude», schrieb Ramus, «war das Uebersetzen. Ins Lateinische übertrug er den Staat des Xenophon, denjenigen des Moses schilderte er nach Josephus ... und vor allem übersetzte er die Heilige Schrift. In prosaischer Rede verfaßte er die Sacri Dialogi, in Versen die Orakel der Sibyllen und einige Psalmen Davids. Hätte sich doch die Kraft eines so bedeutenden, in den guten Künsten und Wissenschaften so gelehrten Geistes dazu verstehen können, sich nur mit den Dingen seiner griechischen Professur abzugeben. Dann hätte Basel in diesem Zweig rühmlicher Tätigkeit nicht seinesgleichen gehabt.»

Der Ruhm Castellios ist außerhalb Basels gewachsen. Einem Anwohner des Münsterplatzes kann es heute geschehen, daß ein portugiesischer Reisender, der von Erasmus kaum etwas weiß und den Namen Jacob Burckhardts nie gehört hat, von ihm erfahren will, wo Castellio gewohnt und wo er sein Holz gefischt habe. In den Vereinigten Staaten, in Frankreich und in Holland ist das Andenken Castellios bis in die jüngste Zeit mit Hingabe gepflegt worden. Italienische und deutsche Gelehrsamkeit haben seine Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes mit Scharfsinn erforscht. Und es hat seinen besonderen Sinn, daß sein ausgezeichneter französischer Biograph Ferdinand Buisson, der die Manuskripte Castellios noch im Antistitium am Münsterplatz studiert hat, zum Präsidenten der Liga für die Menschenrechte ernannt und im Jahr 1927 mit dem Nobel-Preis für Verdienste um den Frieden ausgezeichnet worden ist.

Neben der Gestalt Castellios besteht also das zweite Phänomen seines Ruhmes, das einer Interpretation bedarf. Beide Themen fordern gesonderte Betrachtung.

II.

Das Büchlein, um dessen willen die Welt in diesem und in dem nächsten Jahr Castellios gedenkt, trägt den Titel: «De Haereticis, an sint persequendi et omnino, quomodo sit cum eis agendum, doctorum virorum, tum veterum, tum recentiorum sententiae». Die französische Ausgabe, die kurz nach der lateinischen erschien, übersetzte dies folgendermaßen: «Traicté des héritiques, A savoir si on doit les persécuter et comment on se doit conduire avec eux, selon l'advis, opinion et sentence de plusieurs auteurs, tant anciens que modernes». Als Druckort war bei dieser letztern Ausgabe Rouen, bei der erstern, lateinischen, Magdeburg angegeben. Schon die Zeitgenossen kamen rasch und einhellig zur Ueberzeugung, daß die Burg der Maget, in der dieses Büchlein gedruckt worden war, diejenige sei, in deren Umkreis Castellio und sein Freund Thomas Platter die alten Sprachen lehrten. Das Basler Münster ist bekanntlich eine Liebfrauenkirche, eine Magdeburg gewesen. Théodore de Bèze schrieb es gleich nach dem Erscheinen des Büchleins an Bullinger: «Ich glaube, dieses Magdeburg liegt am Rhein.»

Es war im März 1554, als die Schrift erschien. Castellio war nun seit bald zehn Jahren in Basel. Er war geboren und aufgewachsen als Kind einfacher Landleute in der Landschaft Bugey, nicht weit von dem Ort, wo gerade damals die Enkelin Karls des Kühnen als spätgotisches Denkmal ehelicher Liebe und ritterlicher Treue die Kirche von Brou en Bresse in weißem Marmor errichten ließ. Die Erinnerung galt ihrem Gemahl, Philibert von Savoyen. Die Eltern Castellios können ihn noch als Landesherrn gesehen und verehrt haben. Etwas von zähem savoyardischem Bauerntum glaubt man auch in Castellio sein Leben

lang zu spüren. Bonivard und der Admiral Coligny sind seine Landsleute gewesen. Mit der geistlichen Grundherrschaft uralter reicher Abteien stritt sich in jener Gegend ein Bauerngeschlecht, das seit Jahrhunderten von haeretisch-waldensischen Elementen durchsetzt war. Auch die Erinnerung an den Basler Konzilspapst, der als Herzog von Savoyen gerne seine Tage in dieser Gegend verbrachte, mag noch lebendig gewesen sein. Vom Geburtsort Castellios, Saint Martin-du-Fresne, ist es ungefähr gleich weit nach Lyon wie nach Genf und wie nach Cluny. Noch war die Saône der uralte Grenzfluß, der französisches und savoyardisches Gebiet trennte, und in der Grenzstadt Lyon, in der sich starke italienische Elemente ins Französische mischten, hat Castellio seine Bildung gefunden. Als Student hat er gewissermaßen zur Vätergeneration der Dichterschule von Lyon gehört. In Lyon hat er gelernt, was reines lateinisches Versmaß, was griechische Sprache und was italienische Dichtung sei. Hier, in dem einstigen Lugdunum, das denselben horazisch-augusteischen Römer als Stadtpatron verehrte, wie die zweite Heimat Castellios, die Colonia Raurica, hier wurde übersetzt: aus dem Griechischen ins Lateinische, aus dem Lateinischen ins Französische, aus dem Italienischen ins Latein. Hier ist Castellio zum Graecisten geworden. Sicher diskutierte man bereits in dem Collège de la Trinité, in dem er wohnte, darüber, wie unklassisch und unbiblisch doch dieses Wort Trinitas eigentlich töne. Er kann damals Rabelais und Clément Marot begegnet sein. Sicher hat er in Lyon italienische Humanisten getroffen. Damals hat Castellio seinen Namen so umgeformt, daß er an die Musen erinnerte: er nannte sich fortan Castalio. In dieser Form muß man ihn noch im Dictionnaire Bayles suchen. Es trifft nicht zu, daß er später, unter dem Eindruck seiner religiösen Wendung,

diesen Dichternamen als humanistische Eitelkeit abgestreift habe. Noch in Basel nennt er sich mit Stolz Castalio, und das philologische Spielen mit seinem Namen ist ihm eigen geblieben. Unter den Autoren der pseudonymen Schrift von 1554 «De Haereticis» gibt es mehr als einen, dessen Name als Uebersetzung von Châtillon gedeutet werden kann: wahrscheinlich sind die Montfort und Kleinberg, die dort auftauchen, nichts anderes als französische und deutsche Wendungen für Castellio-Châtillon, wie dort auch Augustinus als Uebersetzung von Sebastianus und Basilius für Augustinus vorkommt.

Das Jahr 1540, das den Durchbruch der gegenreformatorischen Ideen brachte — die Anerkennung des Jesuitenordens durch Paul III. und den Beginn der Ketzerverfolgungen in Italien —, hat auch für Castellio eine Wende bedeutet. Dieses Jahr führte ihn aus dem humanistischen Kreis der Dichter von Lyon ins Haus Calvins, der damals als Flüchtling nach Straßburg gekommen war. Im selben Jahr hat Servet den kleinen Blutkreislauf entdeckt, und dieses selbe kritische Jahr hat diesen Spanier als Theologen zum Haupt einer nunmehr in die Verfolgung geratenen haeretischen Bewegung in Italien gemacht. Damals hat wohl auch Vesalius daran zu denken begonnen, die Druckstöcke und Manuskripte für sein Lebenswerk aus der inquisitionsbedrohten Lombardei über die Alpen nach Basel zu flüchten. Im Januar 1540 hat Castellio in Lyon die ersten Verbrennungen von Ketzern gesehen, von einfachen Leuten, die kaum wußten, wie ihnen geschah. Dies scheint ihn zum Verlassen seiner ersten geistigen Heimat, des humanistischen Lyon, veranlaßt zu haben.

Daß ihm Genf je zur zweiten Heimat geworden sei, wird man nicht behaupten können. Dazu ist sein Aufenthalt dort zu kurz und zu dramatisch gewesen. Er hatte Calvin

im spannendsten Augenblick seines Lebens getroffen, als er, aus Genf vertrieben, in Straßburg eine Gruppe entschlossener Kämpfer um sich sammelte, mit denen er in einem zweiten Anlauf die neue Kirche gründen wollte. Zu dieser Kerntruppe der künftigen Ecclesia militans hat Castellio gehört. Noch bevor Calvin selbst nach Genf zurückkehren konnte, ist Castellio dorthin vorausgegangen, um die triumphale Rückkehr vorzubereiten und eine Schule zu gründen. Es muß ein außerordentliches Vertrauen gewesen sein, das der sechsundzwanzigjährige Graecist bei Calvin erweckt hatte, wenn dieser ihn nach einjähriger Bekanntschaft dazu auserwählte, eine der vier Säulenordnungen, auf denen der neue Tempel ruhen sollte, diejenige der Docteurs, aufzurichten. Denn die Docteurs sollten mit den Pasteurs, den Anciens und den Diacres zusammen den geistigen Bau der neuen Gemeinschaft tragen. Nichts Geringeres als dies war die Funktion, die Castellio zugedacht war, wenn er zum Leiter des Collège ausersehen wurde. Aber Freundschaft und Vertrauen haben kurz gedauert. Im Gespräch zeigten sich bald tiefe Divergenzen. Castellio wollte nicht alle Bücher der Bibel für gleichermaßen vom Heiligen Geist inspiriert halten. Er zweifelte an der Höllenfahrt Christi, und schließlich weigerte sich Calvin, mit Castellio regelmäßig und zu festgesetzter Stunde über schwierige Schriftstellen zu diskutieren, nachdem Castellio etwas Derartiges vorgeschlagen hatte, um in seiner Uebersetzung der Heiligen Schrift, die er bereits begonnen hatte, ein Ergebnis gemeinsamer Ueberzeugung festlegen zu können.

Dies alles wäre bedeutungslos gewesen, wenn nicht ein tiefer Gegensatz mit großer Schnelligkeit und Schärfe sich zu entwickeln begonnen hätte in demjenigen Bereich, der beiden Männern der teuerste war: in ihrem Glauben an

die Erneuerung der Kirche Christi. Wohl war die Bibel für beide die Grundlage; und es kennzeichnet Castellio, daß er noch zehn Jahre lang in Basel lieber verhungern als dieses Werk seines Geistes gefährden wollte: eine wahre und würdige Uebersetzung der Bibel. Dies war — wenn je eines — ein Unternehmen im Sinne Calvins. Aber auf der Grundlage der Bibel war Calvin nun gesonnen, einen neuen Bau kirchlicher Gemeinschaft zu errichten in Fleisch und Blut, für dessen Bestand er alles zu wagen bereit war: eine heilige Gemeinde, einmütig und stark, eine Trägerin des göttlichen Geistes, untadelig und rein in der Lehre, ein Vorbild in den Werken des Zusammenlebens, ein Bau zur Ehre Gottes und zur Beschämung des Antichrist. Und in der Tat: hier liegt die Größe Calvins. Er hat die Notwendigkeit einer festgefügten, klar umhegten Gemeinde der Christen nicht nur erkannt, sondern sie auch verwirklicht, und so verwirklicht, daß die künftige calvinistische Gemeindeordnung auch dort standgehalten hat, wo ihr kein Staat mehr den Rücken stärkte: mitten in der Verfolgung Frankreichs, im niederländischen Freiheitskampf, in den ungarischen Wirren im Grenzgebiet zwischen Türken und Katholiken, einige Generationen lang in Polen, und schließlich am zukunftsreichsten in Schottland und in den Auswandererkolonien Nordamerikas. Dieses weltgeschichtliche Werk war festgefügt in seinem kämpferischen Kern, gesichert in einer vierfachen menschlichen Struktur durch die Stände der Pfarrer, der Aeltesten, der Lehrer, der Diakone, zusammengehalten durch die eiserne Zwinge der kirchlichen Disziplin, bewacht durch das Consistorium.

Die Frage Castellios lautete nun nur, ob dieses hartgeschmiedete Gebilde der Disziplin, das die Ehre Gottes mit der Selbstverteidigung verwechselte und — wie Jacob

Burckhardt es später gesagt hat — den Nebenmenschen billig gab, noch ein christliches Werk sei. Ihm schien die Hingabe in der Liebe wichtiger für die Nachfolge Christi als die Disziplin im Kirchenglauben. Castellios Empörung muß zum erstenmal aufgeschäumt sein, als in der Pestzeit von 1542/43 es sich als unmöglich erwies, einen Pfarrer zu finden, der den Mut besaß, den Pestkranken im Sterben beizustehen. Nachdem ein erster in diesem Werk der Barmherzigkeit gestorben war, weigerten sich die übrigen, seine Nachfolge anzutreten. Einzelne hatten erklärt, sie würden lieber zum Teufel gehen als ins Pestspital. Castellio, der in Straßburg Pestkranke gepflegt hatte, anerbot sich, wurde aber abgewiesen, vermutlich weil er nicht Pfarrer war. So kam es zu jener traurigen Sitzung vom 5. Mai 1543, in der die Genfer Pfarrer vor dem Rat erklärten, daß der Beistand am Totenbett zwar zu ihrem christlichen Amt gehöre, daß aber der Herr keinem von ihnen die Gnade verliehen habe, soviel Kraft und Beständigkeit zu besitzen, ins Pestspital zu gehen; man möge sie entschuldigen.

Mit solchen Vorgängen mag es zusammenhängen, daß im folgenden Jahr in einer Versammlung, die zur Schriftauslegung zusammengekommen war, Castellio plötzlich losbrach: die Genfer Pfarrer seien — Calvin hatte eben vom Apostel Paulus gesprochen — in allem das Gegenteil des heiligen Paulus: er sei demütig gewesen, sie seien hochmütig, er sei mäßig gewesen, sie dächten nur an ihren Bauch, er habe über seinen Getreuen gewacht, sie wachten über ihren Spielen, er sei keusch gewesen, sie seien unkeusch, er sei im Gefängnis gewesen, sie brächten andere ins Gefängnis.

Dies hatte den Bruch herbeigeführt. Castellio hatte Genf verlassen müssen und war nun neun Jahre lang still-

gesessen als armer Korrektor in seinem Haus an der St.-Alban-Vorstadt. Er hatte die Druckbogen Oporins korrigiert und im stillen gearbeitet an seinem großen Werk, an der Uebersetzung der Bibel in beide Sprachen, die ihm gleichsam Mutter- und Vatersprache waren: ins Französische seiner Bauernheimat und ins Latein seiner klassischen Bildung. Eine erste Ausgabe des lateinischen Textes war bereits 1551 erschienen. Castellio mochte glauben, das Drama seines Lebens liege hinter ihm, als im Herbst 1553 die Genfer Angelegenheiten mit dem Prozeß Servets sein Denken wieder ganz in ihren Bann zogen. Mochten die Häupter der schweizerischen Kirchen, die von Genf um ihren Rat gefragt wurden, die Sache noch so gelassen erwägen und schließlich ihre Zustimmung geben — in den Kreisen der aus allen Ländern Europas in das helvetische Asyl zusammengewehten Flüchtlinge um des Glaubens willen war die Erregung ungeheuer, als man in Genf daranging, Servet zu verbrennen. Von den Curione, Sozzini, Borhaus, Joris und zahllosen andern, die aus Italien, Deutschland, den Niederlanden nach Basel gekommen waren, weil sie in den jungen Schweizer Kirchen die Freiheit zu finden hofften, bis in die einsamen Bündner Täler mit ihren verstreuten Flüchtlingspfarrern, von denen jeder einzelne unter Gefahren aus Italien geflohen war — überall spürt man in Briefen und Gedichten die äußerste Erregung zittern. Daß die Verbrennung Servets dem Rechtsempfinden der Zeit entsprochen habe, ist in dieser Vereinfachung des Satzes schlechterdings unwahr.

Als das Büchlein «De Haereticis» ein halbes Jahr nach diesem Feuertod erschien, wirkte es um so stärker, als von jener Erregung, deren Frucht es darstellte, auf den ersten Blick fast nichts in ihm zu spüren war. In größter Sachlichkeit fand man da Texte und Zitate zusammengestellt

zu der Frage, wie eine gerechte Obrigkeit mit den Haeretikern zu verfahren habe. Mit zusammengepreßten Lippen verzichtet der Verfasser, der sich Martinus Bellius nennt, in der ersten lateinischen Ausgabe sogar darauf, einige seiner größten Zeugen mit Namen zu nennen. Martin Luther heißt hier Aretius Catharus; Johannes Brenz, der allbekannte Württemberger Reformator, tritt unter dem Namen seines einstigen Versteckes in der Verfolgung als Wittlingius auf. Die guten Gründe dieser Männer sollten für sich selber sprechen. Auch Sebastian Franck, der erst vor kurzem in Basel gestorben war, heißt hier Augustinus Eleutherus. Mit vollem Namen erscheint erst Erasmus. Sein Andenken war damals noch so frisch, daß Farel und Beza, als sie bei einer Durchreise im Gasthaus zum «Wilden Mann» verächtlich von ihm gesprochen hatten, vom Ratskonsulenten und Testamentsvollstrecker des Erasmus, von Bonifatius Amerbach selbst, schriftlich wegen Verleumdung zur Rede gestellt und verwarnt wurden. Im Handbüchlein des Bellius geleitete Erasmus den Leser von der Schar der zeitgenössischen Zeugen zurück durch die Zeiten hin ins Reich der Kirchenväter. Dort waren es Augustinus und Lactantius, Hieronymus und Chrysostomus, die gegen das Recht der Christen, Ketzerei mit dem Tode zu bestrafen, als Zeugen aufstanden. Noch lagen die Werke dieser Heroen der christlichen Frühzeit, wie sie Erasmus zum erstenmal im Druck herausgegeben hatte, in den Magazinen der Basler Buchhändler. Neben den Kirchenvätern waren es einige römische Kaiser selbst, die in ihren Dekreten dafür eintraten, daß gegen Haeretiker wohl Verbannung und Geldstrafen, aber nicht der Tod verhängt werden dürfe. Unter der jüngeren Zeugenschar fand der Leser sodann neben Caspar Hedio und Otto Brunfels den Namen des einstigen Basler Barfüßers Conrad

Pellikan, der jetzt noch als 75jähriger Hebraist in Zürich lebte. Er fand, mit einem kurzen Zitat vertreten, den in Basel lehrenden Celio Secundo Curione, den piemontesischen Nachbarn und Kollegen des Savoyarden Castellio. Dieser selbst trat unter eigenem Namen auf mit dem Widmungsbrief an den jungen König von England, den er seiner lateinischen Bibelübersetzung vorangestellt hatte. Wenn der Leser dieses Hauptstück unter den Mahnungen zur Milde mit der einleitenden Epistel an den Herzog Christoph von Württemberg verglich, die Martinus Bellius dem ganzen Werklein voranstellte, so konnte er eigentlich schon damals nicht im Zweifel sein, daß dieser unbekannte Bellius nur eine Person bilden könne mit dem wohlbekannten Castellio.

III.

Worum ging es nun aber im Streit der Meinungen, der hier gekämpft wurde? Welches ist die Bedeutung dieses Büchleins im weiteren Gang der menschlichen Ideen? Was begründet den Ruhm Castellios?

Vielleicht ist es gut, zunächst in ein paar Thesen zusammenzufassen, worin die Forschung heute das Bleibende in seinem Wirken zu erkennen glaubt:

1. In der Schrift Castellios wird mit überzeugender Klarheit der Nachweis geführt, daß die christliche Kirche in ihrer Frühzeit, d. h. vor ihrer Erhebung zur Reichskirche, die Tötung des Ketzers als Strafe für Haeresie oder Blasphemie nicht gekannt hat. Mit einer Schärfe, die keine Kompromisse mehr offenließ, hat Castellio eindeutiger als Luther und Brenz dargetan, daß die Ketzertötung widerchristlich, mit christlichen Argumenten nicht zu be-

gründen ist, sondern daß sie ein historisches Ergebnis der Verbindung der Kirche mit dem römischen Staat in konstantinischer und theodosianischer Zeit darstelle, und daß sie nachträglich mit jüdisch-alttestamentlichen Traditionen gestützt werden konnte.

2. Der Protest Castellios gegen die Tötung Servets war in seiner eigenen Zeit kein isoliertes Faktum. Sein Büchlein war das Werk einer Gruppe, und Castellio war der Wortführer in einer Bewegung, die ihre vielfältigen Ursprünge in italienischen und nordeuropäischen Ueberzeugungen zum Teil vorreformatorischer Herkunft findet. Im Bild des 16. Jahrhunderts gehört diese Bewegung vielleicht nicht zu den primären, wohl aber zu den sekundär bedeutenden Faktoren.

3. Die Nachwirkung Castellios in der Geschichte der Ideen ist eine kontinuierliche gewesen. Sie ist mit seinem Tod nicht abgebrochen, sondern läßt sich verfolgen in den zahlreichen Drucken der Dialogi sacri, die durch das 16., 17. und 18. Jahrhundert hindurch bis an die Schwelle der Revolution führen, und insbesondere in den Neudrucken seiner Bibelübersetzung, die in ihrem Vorwort an den König von England die Ideen des Büchleins von 1554 dauernd verkündete.

4. Die Wirkung dieser Ideen war besonders kräftig im holländischen Freiheitskampf, insbesondere in den Diskussionen, die der Synode von Dordrecht vorausgingen. An der Vorgeschichte des Arminianismus waren die Gedanken Castellios unmittelbar und wesentlich beteiligt.

5. Dieselben Ideen Castellios sind eine enge Verbindung eingegangen mit dem Gedankengut der antitrinitarischen Bewegung und haben mit dieser Bewegung ihren Weg genommen über Polen und Holland nach England und Nordamerika. Die Kirche der Unitarier hat neben andern

englisch-amerikanischen Dissenterströmungen das Gedankengut Castellios von der Reformationszeit Europas in die Epoche der Aufklärung und in die Vorgeschichte der amerikanischen Menschenrechte hinübergeführt.

*

So einfach diese Thesen klingen mögen, so vieldeutig und verschlungen sind die Tatbestände selbst. Es bleiben offene Fragen genug. Nur weniges mag hier noch angedeutet werden.

Die genannten Zusammenhänge sind weit gespannt. Zum Teil verbinden sie Geisteshaltungen, die zwar verwandt, aber bei weitem nicht identisch sind.

War das, was Castellio vertrat, wirklich die Toleranz, die in einem späteren Zeitalter als Glaubens- und Gewissensfreiheit unter den Menschenrechten beider Kontinente einen der wichtigsten Plätze einnahm? War es die Menschlichkeit, die hier durch einen Kreis von Basler Humanisten gegen das Genfer Ketzergericht ins Feld geführt wurde? In der populären Literatur gilt beides als ausgemacht. Castellios eigener kritischer Geist, der in einem denkwürdigen Nebenwerk «De arte dubitandi» über die Generationen hinweg zu Descartes hin geblickt hat, fordert indessen vom Historiker, daß er allzu selbstverständlich gewordenen Begriffen gegenüber zunächst sein Amt des Zweifelns walten läßt, um nachher genauer zu sehen.

Die Farrago Bellii von 1554 stellt primär keine Berufung auf die Humanität dar. Das Wort «humanitas» fehlt im Sprachschatz Castellios zwar keineswegs. Aber es bedeutet nicht mehr als Freundlichkeit und Milde und spielt in der Beweisführung gegen Calvin im Grunde keine

Rolle. Die Paradoxie der Geschichte will es, daß von den drei Stellen, an denen man im Werklein von 1554 dem Wort «humanitas» beiläufig begegnet, die eine ausgerechnet ein Calvin-Zitat darstellt: Türken und Sarazenen und andern Feinden der wahren Religion solle man so wenig wie den Ketzern die Gemeinschaft von Feuer und Wasser und die andern Dienste der Humanität verweigern, meint dort der junge Calvin, damit sie sich um so eher zu besserm Leben und zu Gott bekehren. An einer andern Stelle steht das Wort adjektivisch und unbetont in einer Reihe verwandter Begriffe: «mites, humani, clementes, lenti, patientes».

War Castellio überhaupt ein Humanist? Dem historischen Sinn des Begriffes gemäß war er es ohne Zweifel. Dies bezeugt schon seine Handschrift mit ihrem durch Schönheit und Harmonie ausgezeichneten klaren, klassischen Ductus. Castellio kam aus der Schule der Ciceronianer. Er hat Xenophon, Herodot, Diodor und Thukydides herausgegeben, griechisch und lateinisch, meist in Anlehnung an italienische Editionen und Uebersetzungen, an Valla und Poggio. Seine Homer-Ausgabe hat noch das Lob des Göttingers Christian Gottlob Heyne gefunden. Aber der Weg vom Humanismus zur Humanität ist weder ein selbstverständlicher noch ein direkter. Und die Autorität, auf die Castellio sich dem Genfer Ketzergericht gegenüber beruft, ist weder diejenige der klassischen Autoren noch diejenige der Humanität.

Es ist vielmehr eindeutig und ausschließlich eine Berufung auf Christus. Es ist eine Berufung auf *sein* Gebot der Liebe. Selbstverständlich hatten auch Calvin und die Seinen nicht mit den bestehenden kaiserlichen Gesetzen, sondern mit Bibelstellen argumentiert. Das Hauptzeugnis hatte dort das Deuteronomium geliefert mit seiner Ver-

pflichtung für jeden Israeliten, denjenigen zu steinigen, der zu fremden Göttern abfallen wolle, und wäre es der eigene Sohn. Das Werklein Castellios findet bei aller Divergenz seiner einzelnen Zeugen und Zitate eine innere Einheit in einer Gruppe von Stellen aus den Evangelien, die in fast allen Sondertexten wiederkehren. Nicht das Alte, sondern das Neue Testament ist seine Autorität. Gott wolle nicht, daß der Sünder zugrunde gehe, sondern daß er sich bekehre und lebe. Allen andern Berufungen voran leuchtet das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Kein menschliches Auge habe die Sicherheit, zu unterscheiden, was Unkraut und was Weizen sei. So bleibe denn das Unkraut stehen. Auch am Tage des Gerichts wird es nicht Menschenhand sein, die da ausraufen wird, sondern die Engel des Herrn werden dieses Amtes walten. In diesem Gleichnis klingt ein gedämpfter eschatologischer Ton: der Hinweis auf den Tag des Gerichts. Er durchzieht das ganze Werklein von der Widmung an den Herzog von Württemberg bis zum Schlußsatz, der in fetten Lettern mahnt: «Darum richtet nichts vor der Zeit, bis der Herr kommt, der auch das Verborgene der Finsternis ans Licht bringen und die Ratschläge der Herzen offenbaren wird.»

Zu diesen Urtexten gesellt sich als vordergründiges modernes Element die Warnung vor der Gewalt in Glaubenssachen. Am kräftigsten tönt hier die Stimme des jungen Luther: «So wie denn auch keiner für Dich in den Himmel oder in die Hölle gehen kann, so kann keiner für Dich glauben oder nicht glauben. Der Glaube kann nicht gezwungen werden ..., denn jeder hat es in seinem Gewissen, wie er glauben oder nicht glauben soll... So soll denn nichts freier sein als der Glaube und die Religion und niemand kann dazu gezwungen werden, denn es ist ein göttlich Werk des Heiligen Geistes.» Vielleicht trägt

der Luther von 1523, der so gesprochen hat, darum in der lateinischen Erstausgabe des Werkleins einen Decknamen — Aretius Catharus —, weil Castellio wußte, daß dieser Catharus jedenfalls nicht der ganze Luther sei und daß der spätere Luther ein anderer geworden war.

Im Hintergrund liegt ein doppeltes Problem, das Castellio genau erkennt und dessen Teile er unterscheidet. Das eine ist die Frage nach dem Verhältnis weltlicher und geistlicher Gewalt in Dingen des Glaubens und der Haeresie. Das andere ist die Frage nach der Möglichkeit, den wahren Haeretiker sicher zu erkennen. Von diesen beiden Problemen aus gesehen, hat das Werklein Castellios zweierlei Nachwirkungen gehabt, deren getrennte Wege sich durch die Jahrhunderte verfolgen lassen. Der eine führt, geleitet von rein christlichen Motiven, zunächst zur möglichen Parität zweier und mehrerer Bekenntnisse im selben Staatswesen und schließlich zu einer schrittweise sich vollziehenden Trennung von Kirche und Staat. Der andere Weg führt zur Auflockerung der theologischen Selbstgewißheit, zur Erkenntnis einer dialektischen historischen Beziehung zwischen Haeresie und Orthodoxie, zur Einsicht, wie notwendig die freie Diskussion auch in diesen Dingen für die Lebendigkeit des menschlichen Geistes sei. Er führt zur Freiheit der Meinungsäußerung, zur Idee der Toleranz, zu den Menschenrechten. Beide Wege können nur noch mit ein paar Streiflichtern beleuchtet werden.

Das Mittelalter hatte in seinem Sinn für die Einheit des Lebens mit Selbstverständlichkeit die ursprüngliche Gemeinschaft der Menschen und Götter, wie sie in der antiken Polis und im germanischen Stamm zutage getreten war, für das Gegebene erachtet. Das Römische Reich in seiner christlichen Gestalt war ihm eine einzige solche

Civitas, als eine universale christliche Polis erschienen: Kaiser und Kirche waren innig verbunden und der Herr beider hieß Christus. Die protestantischen Gemeinwesen, die aus dem Zerfall der mittelalterlichen Ordnung hervorgegangen waren, besaßen als Teile des Ganzen eine analoge innere Struktur, wie sie das mittelalterliche Ganze besessen hatte: der Bürger dieser neuen Gemeinwesen lebte und starb für jene Einheit von Treue und Glauben, von Fahne und Bekenntnis, die ihn mit seinen Mitbürgern verband. So war wenigstens das Resultat der Reformation, das eben jetzt, im Jahr nach dem Erscheinen von Castellios Schrift, im Augsburger Religionsfrieden niedergelegt wurde: cuius regio eius religio. Nach langen Wirren schien die ursprüngliche Einheit von Menschen und Göttern, wenn nicht im Ganzen, so doch in der lokalen Gemeinschaft wieder hergestellt.

Nun ist aber das Christentum nicht eine Religion naiver Urzeiten. Es war selbst aus einer gebrochenen historischen Situation hervorgegangen, aus der hellenistischen Welt, in der die Stadt- und Stammesgötter bereits tot oder schwach geworden waren. Im Konflikt mit der politisch gebrochenen Stammesreligion der Juden und mit dem römischen Staat war es erwachsen. Sein Glaube war nicht der Glaube aller Bürger an einem gegebenen Ort, sondern der Glaube derer, die sich in freier Gemeinschaft zum Herrn bekannten, wo immer es sei. Luther hatte in der Tat etwas historisch Ursprüngliches völlig richtig erkannt und in der Schrift von 1523, die Castellio zitierte, warnend ausgesprochen: nur ein freier Glaube des Einzelnen sei wahrer Glaube. Wer den andern zum Glauben zwinge, begehe doppelte Sünde: erstens zwinge er ihn zur Unwahrheit, und zweitens hindere er ihn daran, auf dem Wege der Freiheit seinen echten Glauben zu finden. Castellio nun rief

seine Leser dazu auf, diese Grunderkenntnis der Reformation nicht zu vergessen. Dies war ein scheinbar anachronistisches Unterfangen, nachdem die neuen Kirchen sich bereits eingerichtet hatten und im Begriffe waren, sich bei ihren katholischen Nachbarn durch Glaubensdisziplin in Respekt zu versetzen, d. h. zu zeigen, daß auch *sie* Ketzer verbrennen könnten. Es war ein Aufruf zur Rückkehr in die Ausgangssituation der Reformation, die nun überholt war. Beim Erscheinen von Castellios Schrift schüttelten die wohlwollenden unter den Kirchenhäuptern den Kopf und sprachen so wie Ramus geurteilt hat: Schade um den begabten Castellio!

Echtes Christentum ist indessen immer unzeitgemäß. Paul Wernle, der nicht nur die Evangelien kannte, sondern auch Calvin verehrte, hat es im Vorwort zu der Ausgabe der Briefe Calvins, mit der er das Andenken des Genfer Reformators schützen wollte, offen ausgesprochen: «Was man zu Calvins Gunsten anführt, die Zustimmung, die er im Servet-Fall von allen schweizerischen Kirchen und von Melanchthon erhielt, kann immer nur deren Mitschuld bezeugen, weiter gar nichts. Männer wie Castellio, Toussaint, Zurkinden und viele andere sind in diesem Punkt die wirklichen Jünger Jesu.»

Wenn das Christentum Castellios echt, d. h. unzeitgemäß war, so bedeutet dies indessen nicht, daß die Verbrennung Servets schlechthin zeitgemäß gewesen sei. Auch das Christentum war ein Element der Zeit. Die Epoche naiver Einheit von Göttern und Menschen war im 16. Jahrhundert längst abgelaufen. Jene Civitas permixta, die Konstantin ermöglicht, Theodosius vollendet und das hohe Mittelalter mit dem Munde Ottos von Freising als die gegebene heilige Ordnung christlichen Lebens in aller Einfalt gepriesen hatte, war seit Jahrhunderten zerbrochen. Castellio redete

nicht als Einzelgänger. Er war der Sprecher einer breiten Strömung, deren Geschichte heute in ihren mystischen und spiritualistischen, humanistischen und reformatorischen Elementen bekannt und geschrieben ist. Sein Basler Freundeskreis war ein Abbild dieser weitverzweigten Strömung, an der alle Länder Europas teilhatten. Damit auch das franziskanische Element der Nachfolge Christi nicht fehle, stand unter den Freunden Castellios der einstige Franziskanergeneral Ochino neben dem niederländischen Täufer David Ioris. Otto von Freising war einst vor den ersten Anzeichen einer Auflösung jener Civitas permixta, die Theodosius geschaffen hatte, aufs tiefste erschrocken. Jetzt war das vermeintliche Verfallssymptom als Keim und Voraussetzung einer neuen christlichen Ordnung erkannt, und der Schrecken hatte sich in Zustimmung und Erkenntnis verwandelt. Die neue Forderung nach einer Trennung weltlicher und geistlicher Dinge sprach aus dem Munde Castellios. Aber erst Alexandre Vinet hat sie im schweizerischen Kreis der Verwirklichung entgegengeführt. Noch der Verfasser der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» hat von der Zukunft gesprochen, als er schrieb: «Die Kirchen aber werden mit der Zeit das Verhältnis zum Staat so gerne aufgeben, wie dieser das Verhältnis zu ihnen. Gleichen sie jetzt dem Schiff, welches ... seit langer Zeit zu sehr ans Vor-Anker-liegen gewöhnt ist, so werden sie wieder schwimmen lernen, sobald sie einmal im Wasser sind.» In unserem Land hat erst die Bundesverfassung von 1874 auf Grund der Revision von 1866 die Lösung des Staates von den christlichen Bekenntnissen vollzogen. Und als der Basler Staatsmann Karl Christoph Burckhardt in den Jahren 1906—1910 das Gesetz ausarbeitete, das für das Bewußtsein des Volkes die Trennung von Kirche und Staat vollendete, da tat er ein Werk, dessen

Notwendigkeit Castellio aus christlichen Erwägungen geahnt hat.

Trotz diesen Zusammenhängen war der Geist Castellios weit von demjenigen des modernen Liberalismus entfernt. Er wußte sehr wohl, daß der Mensch auf dem Gebiet der Religion nicht so sehr die Freiheit als die Bindung sucht. Er wußte, wie notwendig die Kirche sei, und der Begriff des Ketzers entsprach für ihn einem echten Tatbestand. Den Kirchenbann anerkannte Castellio und sah ihn in den Paulusbriefen klar begründet. Auch Geldstrafen und Landesverweisung hielt er für möglich. Nur der Tod sollte nicht die Strafe des Ketzers sein dürfen.

So eindeutig dieser Hauptsatz Castellios lautete, so klar formulierte er an zweiter Stelle eine Frage, die brennend blieb: ist es denn möglich, festzustellen, wer in Wirklichkeit ein Ketzer ist? Dies führt zur weiteren Frage nach der Unterscheidung der Geister, nach der Möglichkeit einer echten Theologie und — falls auch hier ein Blick über die Jahrhunderte hinweg erlaubt ist — zur Frage Overbecks: ist Theologie christlich?

Castellio antwortete zunächst im Tonfall des Philologen: «Der Ausdruck Ketzer findet sich nur einmal in der Heiligen Schrift, im Titusbrief, Kap. 3: ‚Einen ketzerischen Menschen weise, nachdem du ihn ein- oder zweimal zurechtgewiesen hast, gänzlich ab.'» Als Historiker indessen weiß Castellio, daß Haeresien nicht bloße Einzelfälle zu moralischer Behandlung, sondern große kollektive Erscheinungen darstellen. Und als Praktiker sieht er mit Seufzen ein Zeitalter hereinbrechen, dessen Blutschuld er vorausahnt. «Wenn du in der einen Stadt als wahrer Gläubiger giltst, so wird man dich in der nächsten für einen Ketzer halten, so daß, wenn einer heute leben will, er ebensoviele Glaubensbekenntnisse und Religionen be-

reithaben muß, als es Städte oder Sekten gibt, genau so wie derjenige, der durch die Lande fährt, sein Geld von Tag zu Tag wechseln muß ..., es sei denn, sein Geld sei aus Gold, denn dieses ist überall gut, welchen Stempel es auch trage. Tun wir ebenso in der Religion: verschaffen wir uns einige Goldmünzen, die überall Kurs haben, wie auch ihre Prägung sei.»

Man könnte sich einen Augenblick in die Luft der Lettres Persanes versetzt glauben, wenn nicht die Frage nach dem Wesen und der Geschichte der Haeresien Castellio viel ernster am Herzen gelegen hätte als irgendeinem Aufklärer: «Es wäre zu wünschen, daß wir so, wie wir die wahren Texte, Gedankengänge und Schriften des Johannes Hus besitzen, wir auch diejenigen aller andern besäßen, die man für ketzerisch hält, sintemal kein Buch der Welt so schlecht ist, daß der Christenmensch nicht einen Nutzen daraus ziehen könnte.» Dies ist die Stimme des Sebastian Franck, der bereits seine Ketzerchronik geschrieben hatte und gestorben war, als er diesen Wunsch im Büchlein Castellios vor der Welt erneuern durfte. Als dann hundertfünfzig Jahre später mit Gottfried Arnold und Johann Lorenz Mosheim die moderne Kirchengeschichte ihr großes Werk zu tun begann, da knüpfte sie an diesen Wunsch Castellios an. In der «Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie» Gottfried Arnolds findet sich ein besonderes Kapitel «Lob Castellios», das aus einem lateinischen Carmen besteht, das der Basler Paul Cherler auf die fama perennis des Castellio gedichtet hat. Man darf Castellio in der Tat zu den Vätern der Kirchengeschichte zählen. Schon in ihm spürt man etwas von dem Wesen des «nicht bloß reflektierenden, sondern zugleich frommen und fühlenden Historikers», als den Goethe Gottfried Arnold gepriesen hat.

Castellio ging es in der Tat nicht minder als Calvin um das Anliegen des frommen Mannes: um die Ehre Gottes und um die Verbindung mit seinem Reich. In seinen letzten Lebensjahren, die unter schweren Bedrohungen standen, hat er nicht mehr am Rhein, sondern in der Steinenvorstadt in einem Haus «Zum Schläfer» gewohnt. Ein schlafender Jacobus war daran gemalt, nicht der Apostel der Pilger nach Campostella, sondern der Erzvater, der in seinem Traume den Himmel offen und die Engel auf- und niedersteigen sah: das Sinnbild der Mystik. Eines der schönsten Bilder von Ribera stellt dieselbe Szene dar. Es ist die Frömmigkeit dieses Zeitalters, die in beiden Religionsparteien und auch in den abseitigen Gruppen diesen einen gemeinsamen Zug aufweist: das Suchen nach unmittelbarer göttlicher Erleuchtung, nach dem frommen Herzenserlebnis, nach der Echtheit des Subjektiven in der Religion. Auch für Calvin war ja nicht das Bibellesen allein das Wichtige, sondern die Erleuchtung des Bibellesers durch den Heiligen Geist. Castellio ist gewiß kein eigentlicher Mystiker gewesen. Aber mystische Züge fehlen nicht in seinem Wesen, und es ist kein Zufall, daß er die Vorrede zu seiner Bibelübersetzung ausgerechnet David Ioris zur Begutachtung gegeben und von ihm Ratschläge empfangen hat. In David Ioris, dessen Leichnam Castellio bleichen Angesichts — Felix Platter hat ihn beobachtet — vor dem Steinentor auf dem Holzstoß hat brennen gesehen, hatten joachimitische Gedanken in der vollen Kraft hoher mittelalterlicher Mystik gelebt. Weil er sich für den dritten David gehalten hatte, mußte Ioris noch im Tode büßen. Die Mystik Castellios hat weniger hochgespannte Züge: man erkennt sie in seiner Beschäftigung mit den Orakeln der Sibyllen, vor allem aber in seiner lateinischen Uebersetzung der Theologie deutsch,

die schon Luther begeistert hatte, dann in der Neuausgabe der «Imitatio Christi», die Castellio in seinem letzten Lebensjahr für Oporin besorgte. Diese letzte Arbeit stellte auch äußerlich und historisch erkennbar den Kontakt fest mit jener breiten, spätmittelalterlichen Bewegung der Devotio moderna, aus der so vieles stammte, was Castellio von früh an beseelte: die erasmischen Züge seines Geistes, sein Lobpreis frommer Einfalt und unmittelbarer Nachfolge des Herrn, sein Mißtrauen gegen allzu weit ausgebaute dogmatische Festlegung: kurz, jene Stimmung der docta ignorantia, die im größten Sohn der rheinländischen Bewegung, in Nicolaus Cusanus, ihren Philosophen gefunden hat.

Nicht der Verstand der Theologen, sondern die Einfalt des frommen Herzens sei für den Christen der beste Führer auf dem Wege der Imitatio. Etwas von diesem Stichwort der Einfalt klingt noch im Namen jener Gruppe, die Castellios Gedanken am wirkungsvollsten in die Zukunft getragen hat: im Namen der Unitarier. Sie hießen so, weil sie sich nicht Antitrinitarier nennen wollten. Die zeitgenössische Controverse nannte sie Arianer und Bellianisten; in der Wissenschaft heißen sie Sozinianer und Arminianer. Castellios Name ist unlöslich verknüpft mit der Geschichte dieser Bewegung, die zuerst nach Polen und Siebenbürgen, in die Ukraine, dann in die Niederlande führt, dort in den Wirren um Coornheert, Oldenbarneveldt und Grotius ihre große Krise erlebt, in England aufblüht und dann als Auswandererkirche in Nordamerika ihre dauernde Entfaltung findet. Die heutige Harvard-Universität ist eine Zeitlang ein College der Unitarian Church gewesen. Der Geschichtschreiber der sozinianischen Bewegung, Earl Morse Wilbur, der selbst heute zu den Führern der unitarischen Kirche in den Vereinigten

Staaten gehört, hat im Werk seines Lebens, dessen Schlußband in Harvard University Press im vergangenen Jahr gedruckt wurde, Castellio einige seiner schönsten Kapitel gewidmet.

Auf diesem Gang durch die Schicksale des 17. und 18. Jahrhunderts hat sich der Name Castellios vom Haeretikerproblem gelöst und enger verknüpft mit dem Programm der Freiheit, das mit dem Streit um die Prädestinationslehre zusammenhing. Auf dem Boden der Vereinigten Staaten ist denn auch eine Frucht gewachsen, die ohne die Säfte des Bellianismus nicht recht zu denken wäre: die Einfügung der Toleranz in den Katalog der Menschenrechte. Wenn die Motive für die Auflösung der kirchlich-staatlichen Einheit ursprünglich religiöse gewesen waren, so kam die Garantiepflicht für die religiöse Freiheit dem Charakter des neuen Zeitalters gemäß auf die Seite des Staates zu liegen. Dies hatte zur Voraussetzung, daß der Staat selbst die Richtigkeit dieser ursprünglich religiösen Forderung anerkannte und sich zu eigen machte. Indem er dies tat, stellte er sich auf einen Standpunkt, der ursprünglich christlich begründet gewesen war, der nun aber, nachdem anderthalb Jahrhunderte konfessioneller Gewalttat den Christennamen befleckt hatten, der Standpunkt der Humanität hieß.

Daß das Wesen der Menschenrechte, die mit dem Begriff der Humanität so eng zusammenhingen, wenigstens teilweise kein ursprünglich politisches Phänomen darstellt, blieb im Bewußtsein haften. Das Wesen dieser Rechte forderte, daß sie nicht nach Mehrheitsbeschlüssen und Zweckmäßigkeitserwägungen abgeschafft und wieder eingesetzt werden sollten. In ihrem Wesen lag der Charakter des Unantastbaren und des Unbedingten. So stehen sie denn folgerichtig anfänglich nicht verstreut unter den

einzelnen Bestimmungen der amerikanischen Verfassungen, sondern als Sonderstatut an jener Stelle, wo in wichtigen älteren Urkunden die Anrufung Gottes oder ein kurzes Glaubensbekenntnis gestanden hatte: am Kopf der Verfassung.

Das weitverzweigte Netz von Wegen und Straßen, das aus verschiedenen Epochen und Ländern zum Katalog der Menschenrechte führt, findet einige seiner wichtigsten Ursprungsgebiete auf den Britischen Inseln. Eine Straße indessen kommt zu ihm hin vom Kontinent her. Sie führt von Basel aus rheinabwärts in die Niederlande, dann über das große Meer in die Staaten des neuen Holland, das später Neu-England geworden ist, an die Küste des neuen Amsterdam, das heute New York heißt. Von dort führt sie zurück ins Frankreich der Revolution und in die Geschichte unsres eigenen 19. Jahrhunderts. Castellios Büchlein, das im Herbst 1553 als Idee konzipiert und im Frühling 1554 gedruckt worden ist, stellt einen der Gründe dar, warum der Name Basels und seiner Universität in der Geschichte der Freiheit von der Welt mit Ehren genannt wird.

Die Anfänge der geologischen Erforschung des nordschweizerischen Juragebirges

Rektoratsrede, gehalten am 22. November 1940 von Prof. Dr. *August Buxtorf*

11. Heft 1940 23 Seiten Fr. 1.45

Akademische Jubiläumsfeier des Eidgenössischen Bundes von 1291

Ansprachen, gehalten am 28. Juni 1941 von Prof. Dr. *Eugen Ludwig*, Rektor — Prof. Dr. *Edgar Bonjour* — cand. phil. *Hans Georg Oeri*

12. Heft 1941 26 Seiten Fr. 1.55

Vom Wesen, von den Aufgaben und von den Grenzen der Morphologie

Rektoratsrede, gehalten am 22. November 1941 von Prof. Dr. *Eugen Ludwig*

13. Heft 1941 22 Seiten Fr. 1.55

Über das naturgemäße Leben der alten Athener

Rektoratsrede, gehalten am 28. November 1942 von Prof. Dr. *Peter Von der Mühll*

14. Heft 1943 39 Seiten Fr. 2.10

Akademische Feier zum 400. Todestag Hans Holbeins d. J.

Gedenkrede, gehalten am 30. Oktober 1943 von Prof. Dr. *Joseph Gantner*

15. Heft 1943 28 Seiten Fr. 1.75

Über die Entstehung des Granits

Rektoratsrede, gehalten am 20. November 1943 von Prof. Dr. *Max Reinhard*

16. Heft 1943 38 Seiten Fr. 2.10

Die soziale Sendung des Arztes

Rektoratsrede, gehalten am 18. November 1944 von Prof. Dr. *Carl Henschen*

17. Heft 1944 36 Seiten Fr. 2.10

Entwicklungsnotwendigkeiten der Hochschule

Rektoratsrede, gehalten am 24. November 1945 von Prof. Dr. *Carl Henschen*

18. Heft 1946 46 Seiten Fr. 2.80

Pestalozzi-Feier

Ansprachen in der Martinskirche gehalten am 15. Januar 1946 von Prof. Dr. *Edgar Bonjour* und Prof. Dr. *Walter Muschg*

19. Heft 1946 30 Seiten Fr. 1.90

Europäisches Gleichgewicht und Schweizerische Neutralität

Rektoratsrede, gehalten am 23. November 1946 von Prof. Dr. *Edgar Bonjour*

20. Heft 1947 32 Seiten Fr. 2.10

Alexandre Vinet

Reden, gehalten an der am 2. Mai 1947 veranstalteten Feier zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages von
Prof. Dr. *Adolf Portmann* und Prof. Dr. *Ernst Staehelin*
21. Heft 1947 37 Seiten Fr. 2.60

Von der Idee des Humanen in der gegenwärtigen Biologie

Rektoratsrede, gehalten am 22. November 1947 von Prof. Dr. *Adolf Portmann*
22. Heft 1948 25 Seiten Vergriffen

Jacob Burckhardts Vorlesungen über die Kunst des Altertums

Gedenkrede, gehalten an der am 7. November 1947 veranstalteten Feier zur Wiederkehr des 50. Todestages von Jacob Burckhardt
von Prof. Dr. *Arnold von Salis*,
mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. *Adolf Portmann*
23. Heft 1948 29 Seiten Fr. 2.30

Die Mathematiker Bernoulli

Gedenkrede, gehalten an der am 21. Januar 1948 veranstalteten Feier bei Anlaß der 200. Wiederkehr von Johann Bernoullis Todestag von Prof. Dr. *Otto Spieß*
mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. *John E. Staehelin*
24. Heft 1948 34 Seiten Fr. 2.60

Gegenwartskrise und Psychiatrie

Rektoratsrede, gehalten am 26. November 1948 von
Prof. Dr. *John E. Staehelin*
25. Heft 1948 25 Seiten Vergriffen

Goethe-Feier

Ansprachen im Münster, gehalten am 17. Juni 1949 von
Prof. Dr. *Walter Muschg* und Prof. Dr. *Karl Jaspers*
26. Heft 33 Seiten Fr. 2.60

Bachofen als Schriftsteller

Rektoratsrede, gehalten am 25. November 1949 von Prof. Dr. *Walter Muschg*
27. Heft 1949 32 Seiten Fr. 2.60

Ueber die Freiheit

Rektoratsrede, gehalten am 24. November 1950 von
Prof. Dr. *Andreas Speiser*
28. Heft 1950 20 Seiten Fr. 2.10

Gedanken über Ernährung und Wachstum

Rektoratsrede, gehalten am 16. November 1951 von Prof. Dr. *Alfred Gigon*
29. Heft 1951 32 Seiten Fr. 2.90

Lionardo da Vinci

Gedenkrede zur Erinnerung an die fünfhundertste Wiederkehr des Geburtstages gehalten am 10. Mai 1952 in der Martinskirche von Prof. Dr. *Joseph Gantner*
30. Heft 1952 30 Seiten Fr. 2.90

Der Sühnegedanke im schweizerischen Strafrecht

Rektoratsrede, gehalten am 21. November 1952 von Prof. Dr. *Carl Ludwig*
31. Heft 1952 28 Seiten Fr. 2.90